

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 1 (1817)

7 (12.5.1817)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-767472](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-767472)

Oldenburgische Blätter.

N^{ro} 7. Montag, den 12. May, 1817.

Ueber die Sterblichkeit in den Marschen,
und über die Nothwendigkeit zweckmäßig eingerichteter Brunnen,

von dem

Cammer-Auditor Friedrichs.

(Fortsetzung.)

Daß das Butjadingerland innerhalb seiner gegenwärtigen Gränzen vormals stärker bevölkert gewesen seyn müsse, als jetzt, erhellet aus folgendem:

- 1) Viele Hausleute sind jetzt Eigenthümer von mehrern Baustellen, die vormals jede ihren eigenen Besitzer hatten.
- 2) Auswärtige sind Besitzer von manchen Baustellen und Ländereyen, die, so wie viele andere, von Heuerleuten bewohnt und bewirtschaftet werden.
- 3) Es giebt manche unbehaufete Hof- und sogenannte Wärf- Wurf- oder Wuhrtstellen daselbst, die vormals bebaut waren; und selbst in einem kurzen Zeitraum von Jahren sind mehrere Häuser auf Wärfstellen verfallen, und nicht wieder aufgebauet worden.

4) Die Kirchen sind größer, und enthalten mehr Standplätze, als bey der jetzigen Bevölkerung nöthig wäre.

5) Die Volkszahl steht nicht im Verhältniß mit dem Raume, den das cultivirte Land einnimmt; die ökonomischen Arbeiten müssen daher aus Mangel an Eingebornen größtentheils durch fremde Arbeiter von der Geeft verrichtet werden, die hier im Sommer und Herbst ihren Erwerb suchen, und gegen den Winter, oftmals aber, von den hier herrschenden Fiebern, oder andern Krankheiten befallen, früher, wieder heimkehren.

Außer diesen hier angeführten Bemerkungen ließen sich vielleicht aus den Kirchenbüchern, aus der Oldenburgischen Geschichte und aus andern Docu-

3



menten oder Traditionen noch nähere Beweise über die verminderte Bevölkerung des Butjadingerlandes aufstellen, wenn der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes (und der Blätter, für welche er bestimmt ist,) es erforderte, der nur einige gemeinnützige Vorschläge befassen soll, von deren Wichtigkeit ich, während eines mehrjährigen Aufenthalts in den Bremischen und Oldenburgischen Marschen, hinlänglich überzeugt worden bin, und die, wenn sie Eingang finden möchten, für die Bewohner dieser, wiewohl als ungesund verrufenen, übrigens so sehr fruchtbaren Thalgegend in mancher Hinsicht höchst ersprießlich und wohlthätig seyn dürften; zu deren näherer Beherzigung mir denn das Obige als Einleitung nöthig zu seyn schien.

Die vorzüglichsten Ursachen einer größeren Sterblichkeit im Butjadingerlande und in ähnlichen Marschgegenden sind wohl unstreitig:

- 1) Die vorhin erwähnten schädlichen, mephitischen Ausdünstungen, die, besonders des Abends und des Morgens, aus dem Boden dieser niedrigen Küstenländer und ihren Umgebungen in großer Masse aufsteigen, und alles in einen dichten ungesunden Nebel einhüllen.
- 2) Die oft sehr schnell sich verändernde Temperatur der Luft, indem die größere Hitze dieser flachen Meeresgegend im Sommer oft-

mals plötzlich durch einen kalten, Schauder erregenden Seewind unterbrochen wird.

- 3) Eine weniger frugale Lebensweise, als auf der Geest, z. B. der häufige Genuß der fetten Speisen, der fetten Milch, vieler Butter, seltsame, der Gesundheit nachtheilige Mischungen von Getränken u. s. w., insbesondere aber
- 4) Der allgemeine Mangel an gutem Wasser.

Alle diese, solche niedrige Meeresgegenden entvölkernde Uebel, die in den höher, an Strömen und Flüssen gelegenen Marschen nur zum Theil und in einem weit geringeren Grade, auf der Geest aber fast gar nicht existiren, sind freylich nicht abzuhelfen; und die Verwahrungsmittel, die man den beyden erstern etwa entgegen stellen könnte, um ihre nachtheiligen Wirkungen auf die Gesundheit der Menschen einigermaßen abzuleiten, oder zu schwächen, können nur von wenigen, von der geringern Classe der Einwohner aber gar nicht in Ausübung gebracht werden. Denn diese können sich z. B. nicht gegen die, Morgens und Abends, oft zu jeder Tageszeit, aufsteigenden Nebel in ihre Wohnungen zurück ziehen, und hier die Luft durch Räuchern und Anwendung anderer Mittel verbessern. Sie können sich nicht jeder Temperatur der Luft angemessen kleiden, und sich nicht gegen die, bey der größten Sonnenhitze oft plötzlich entstehende, empfind-

liche Kälte schützen, oder, wenn sie von der Feldarbeit oder andern Verrichtungen erschöpft sind, nicht jedesmal eine wirthliche Hütte und ein bequemes Lager zur Erholung suchen, sondern sie müssen, um auszuruhen und sich zu erquicken, oft nur dürftig gekleidet, unter freyem Himmel sich auf die bloße

(Die Fortsetzung folgt.)

Erde lagern, wo sie denn, von der Arbeit erhitzt, die Ausdünstungen des, seiner Natur nach feuchten und kalten Marschbodens in der Nähe einathmen, und so auf zweysache Weise nicht selten den Keim zu anhaltenden oft bössartigen Fiebern und Nervenkrankheiten einsaugen und mit nach Hause tragen.

Ueber

das heutige Schaffsterben, nebst den besten Mitteln dagegen.

Von B. A. Greve,

Veterinär-Arzt beym Herzogl. Marstalle in Oldenburg.

Kein Hausthier leidet mehr von nasskalter Witterung, von feuchten weichen Wintern, von sumpfigten Weiden, und vom Fressen weicher saftiger Pflanzen, als das Schaf. Dieses nützliche Thier, von der Natur zu hohen trockenen Weiden, und dem Genuß gewürzhafter Pflanzen bestimmt, wird von den mannigfaltigsten Krankheiten angefochten, wenn ihm solche Weiden und Kräuter fehlen, noch mehr aber, wenn es dem verheerendem Einflusse eines anhaltend nassen Wetters ausgesetzt ist.

Solches erfahren wir besonders in diesem Jahre. Ein Theil unserer Heerden ist schon dahin, der andere Theil trägt größtentheils schon den Keim des Todes in sich. Die Schafe leiden von der nassen Witterung an Entzündung und Verstopfung

der Leber oder der Egelkrankheit, an der Gelbsucht und Wassersucht. Alle diese verschiedenen Krankheiten sieht der Landmann gewöhnlich als eine an. Er nennt sie die Fäule, das Faulwerden, Galligtwerden, Garwerden, Giftigwerden der Schafe. Er glaubt nicht, daß, außer einer, sich zu Zeiten bey den Thieren einstellenden Lippen: Maul: Kimbacken: oder Kopfgeschwulst, sich andere Krankheitszeichen an solchen Schafen bemerken lassen, weil sie gewöhnlich bis zum Tode noch gut fressen. Er glaubt endlich nicht, daß es irgend ein Mittel gebe, welches das Faulwerden der Schafe verhüten oder heilen könne.

Bev der Leberentzündung und Gelbsucht hat das Schaf starken



Frost, auf welchen Hitze folgt. Ohren, Maul, Füße und Bauch werden heiß, und die rechte Seite unter den Rippen zeigt sich etwas geschwollen und schmerzhaft. Das Thier hat noch ziemlichen Appetit und großen Durst; das Weiße seines Auges, und das Innere seines Mauls und der Nase sind gelb, der Mist schwarz, und der Harn safrangelb.

Bei dieser Krankheit finden wir meistens schon viele Würmer, oder sogenannte Egeln oder Egelschnecken in der Leber, und zwar in den Gallengängen und in der Gallenblase, welche sie oft ganz ausstopfen. Aber sie sind keine Ursache dieser Krankheit; denn man findet sie auch bei ganz gesunden Schafen.

Man gebe solchen kranken Schafen alle Tage viermal, jedesmal ein halbes Loth Glaubersalz in einer Abkochung von Leinsamen ein.

Auf die Entzündung folgt nicht selten die Verhärtung der Leber. Bei dieser Krankheit bemerkt man einen großen harten unschmerzhaften Geschwulst in der rechten Seite des Thiers; die Gelbsucht dauert gewöhnlich dabei fort, und so auch eine ziemlich gute Lust zum Fressen. Der Schierling und das Dreyblatt, von jedem gleichviel, zu Pulver gerieben, untereinander gemengt, und davon jedem Schafe täglich dreymal, jedesmal 3 Löffel voll, gegeben, leisten noch die meiste Hilfe.

Mehr als alle diese Krankheiten finden wir die Wassersucht der Schafe, als Folge der nassen Witterung und des schlechten Futters. Die meisten

der jetzt kranken Schafe sind wassersüchtig, und oft haben sie noch dabei Lebervereiterung oder Verhärtung und Leberfäule, auch meistens eine große Menge Würme (Egeln) in den Gallengängen und der Gallenblase. Die meisten haben die Bauchwassersucht, einige auch diese und die Brustwassersucht zusammen, ja bei einigen findet man bloß die Hautwassersucht (Wasser zwischen Fell und Fleisch), und sonst weiter nichts.

Die Haut solcher wassersüchtigen (oder faulen) Schafe sieht ganz blaß, weißgelblich, wie todt aus. Fühlt man sie an, so ist sie weich, teigicht, und, hat die Krankheit schon einen hohen Grad erreicht, so kann man mit den Fingern Gruben in die Haut drücken, die eine längere Zeit so stehen bleiben. Die Zunge, das Innere des Mundes, und das Zahnfleisch solcher Schafe haben eine blasse weißgelbe Farbe, und besonders ist das Zahnfleisch sehr weß. Die Augen sind trübe, es fehlen die rothen Aederchen in denselben, sie sehen blaßgelb aus, und sind eingefallen. Das kranke Schaf ist matt, traurig, und wird sehr mager; doch schwillt ihm gewöhnlich der Bauch auf, und wenn man mit der Hand daran schlägt, so spürt man das Schwanken (Schülpen, Pulsken) des darin angesammelten Wassers.

Solche faule Schafe lassen die Wolle leicht gehen, man kann diese oft bei Handenvoll so leicht von der Haut abziehen, als wenn das Schaf mit heißem Wasser abgebrüht wäre. Einigen läuft

der Kopf überall auf; bey andern bildet sich ein wäßriger Geschwulst am Halse, unter der Kinnlade oder am Maule; er behält die Eindrücke der Finger teigartig eine längere Zeit, und schmerzt meistens gar nicht. Zulezt wird das Athemholen beschwerlich, und ein übermäßiger, stinkender Durchfall endet das Leben des Thiers.

Die meisten dieser Schafe bleiben gewöhnlich bey guter Fresslust bis zum Tode. Einige haben den Bauch voll Wasser, ohne daß sich äußerlich am Halse oder sonst irgendwo ein Geschwulst bildet; andere sind äußerlich stark geschwollen, haben aber kein Wasser im Bauche. Bey beyden ist die Gefahr gleich groß.

Die, welche nebst der Wassersucht eine Vereiterung und Fäulung der Leber haben, krepiren gewiß, von den andern kommen aber einige durch.

Ansteckend ist diese Krankheit nicht; sie entsteht von allgemein einwirkenden Schädlichkeiten des Wetters und der Nahrung; wenn indessen ein stinkender Durchfall erfolgt, so möchte ich das Absondern solcher Kranken von den übrigen anrathen, wenn man auch nicht noch ein Faulfieber in der Folge zu bekämpfen haben will.

Man hat gegen diese Krankheit manche Mittel angerathen: man ruft über Präservativ-Mittel, man preist

das Salzfüttern überall an, und dennoch hat man von jeher die Krankheit nicht bekämpfen können.

Ich glaube nicht an Präservativ-Mittel. — Wo keine Krankheit ist, hat man auch keine zu bekämpfen; der belebte organische Körper läßt sich nicht ein halbes Jahr zum voraus gegen nachfolgende Krankheiten verschanzen. Alle solche Präservativ-Arkane sind Narrtäten, um den Beutel der leichtgläubigen Menge mit guter Manier und auf eine feine Art zu fegen. Man gab den Kindern tausenderley Präservativ-Mittel gegen die schreckliche Rindviehpest ein, und die so wohlthätig ausgestaffirten Krepirten am ersten. *)

Salz bekommt allen Wiederkäuern, und vor allen dem Schafe, auch im gesunden Zustande, sehr wohl, nur muß man es nicht so unbedingt anrathen, und im Uebermaß geben, denn dieses schadet noch weit mehr, als wenn man es gar nicht giebt.

Curativ muß man gegen diese Krankheit handeln, und zwar gleich im Anfange, so bald man nur einige Zeichen derselben an den Thieren spürt. Meine Erfahrung hat mir die Wirksamkeit einiger Mittel kennen gelehrt, die ich hiermit bekannt machen will, damit sie in vorkommenden Fällen von vernünftigen Landwirthen geprüfst werden können. Zu

*) Man verstehe mich hier recht. Ich begreife hier nemlich unter Präservativ-Mittel die innerlich zu gebenden Arzneyen, welche gegen Krankheiten schützen sollen, und will durch meine Behauptung keinesweges den so oft wohlthätigen Impfungen von Krankheitsmaterien zu nahe treten.

gleich ersuche ich diese, die Resultate dieser Prüfungen in der Folge, sie sehen welche sie wollen, in diesen Blättern bekannt zu machen.

Sobald man an einem oder mehreren Schafen die ersten Zeichen dieser Krankheit spürt, gebe man jedem Kranken zweymal täglich, jedesmal 3 Eßlöffel voll, von folgendem Pulver ein. Man nehme nemlich Senfsamen, Wermuth, von jedem 4 Handevoll, Kaminruß, Holzasche und Salz, von jedem 2 Handevoll, zerstoße und zerreib alle zum Pulver, und vermische es.

Dieses Mittel wirkt nach meiner Erfahrung im ersten Grade der Krankheit, wenn man nur bloß ein bleiches, welles, schlappes Zahnfleisch und trübe misfarbige Augen an den Thieren spürt, vortreflich; nur wenn die Krankheit

schon im höhern Grade, wenn die vöthliche Wassersucht schon da ist, wirkt es nicht so sicher mehr, und ist überhaupt dagegen zu schwach; man versuche dann noch folgendes Mittel:

Man nehme Wacholderbeeren, Senfsamen, von jedem 2 Handevoll, Schierling 1 Handvoll, Meerzwiebeln 1 Loth, Spiesglaß 2 Loth, und Kampfer $\frac{1}{2}$ Quent, zerreib und vermische alles zum Pulver; wovon man jedem Schafe täglich dreymal, jedesmal 1 Eßlöffel voll, mit Wasser eingiebt.

Ist eine vöthliche Vereiterung oder sogenannte Fäulung der Leber mit der Wassersucht verbunden, so helfen alle Mittel nichts. Giebt man in diesem Grade der Krankheit Salz, so krepiren die Thiere um so eher.

W ü n s c h e,

die Verbesserung der Kirchen und Kirchhöfe betreffend.

Es ist gewiß ein sehr dringendes Bedürfnis, daß etwas zur Verbesserung und Verschönerung der Kirchen und Kirchhöfe geschehe, besonders in der Marsch, wo solche so nackt an der Heerstraße liegen. Auffallend ist es, daß, ungeachtet mit einem kleinen Kostenaufwand schon sehr viel (ja vieles ohne Kosten, bloß durch guten Willen) geschehen könnte, und die bedürftigen Gegenstände immer vor Augen sind, doch nichts hiesin geschieht. Von man-

cher Gemeinde, die große Summen an schöne sonstige geistliche Gebäude verwendet, darf man vermuthen, daß es bey ihr nur bis jetzt an einer Aufforderung dieserhalb gefehlet habe. Der Tempel, in dem wir Gott anbeten, sollte nichts Kerkerähnliches haben. Die heiligen Gefühle können wahrlich dadurch nicht erweckt und vermehret werden, wenn man durch ein altes verfallenes Thorwerk über Grabhügel steigen muß, um in die finstere Kirche zu

kommen, wo alles voll Schmutz ist, die Stühle und Bänke zum Theil verfaulet sind.

Wie mancher hat sich wohl schon durch Einathmen der ungesunden Luft in einer dumpfigen Kirche eine Krankheit zugezogen. Es giebt wenig Kirchen, wo ein Fenster geöffnet werden kann und geöffnet wird. Die Kirchhöfe sind größtentheils mit einem breiten geschlossenen Graben umgeben, worin von den benachbarten Bewohnern noch mancher schmutzige Abfluß geleitet wird, und woraus sich bey warmer Witterung ein unerträglicher Geruch verbreitet. Auch ist es nicht ungewöhnlich, daß Vieh, besonders Schafe und Schweine, auf dem Kirchhofe sich aufhalten. Und wie leicht wäre diesem allen abzuhelfen! Soll es nicht auf einmal geschehen, so könnte doch wohl mit jedem Jahre etwas gethan werden.

Wie zweckmäßig und schön würde es seyn, wenn zuvörderst der Kirchhof eine hübsche Pforte zum Eingang hätte; wenn rund um denselben ein oder zwey Reihen Linden- oder Castanien-Bäume gepflanzt würden; wenn neben diesen Bäumen ein reiner mit Sand ausgefüllter Fußpfad führte; wenn ferner auch unmittelbar um die Kirche selbst ein solcher reiner Pfad wäre, worauf der Kirchengänger sicher gehen könnte und nicht, wie jetzt, jeden Augenblick in Unflath zu treten besürchten müßte. Und immer rein müßte der Kirchhof gehalten, es müßte z. B. nicht gedul-

det werden, daß Knochen und Steine umher liegen. Ein schöner grüner Rasen würde dann bald den ganzen Kirchhof bedecken. Wir haben ja ein schönes Vorbild an dem heiligen Geist-Kirchhofe bey Oldenburg; und jeder andere Kirchhof kann, die prächtigen Monumente abgerechnet, verhältnißmäßig eben so gut werden. Und nun die Kirche selbst. Wie leicht könnte es angehen, daß die alte bemooste Maner etwas abgeputzt würde, die alten verfallenen und von der Sonne verbrannten Bleifenster, durch die zum Theil Wind und Wetter freyen Spielraum haben, durch bessere, größere Scheiben enthaltende Fenster ersetzt würden. Die Kirche müßte jeden Sonnabend ausgelüftet, ausgefegt, und mit Sand gestreuet werden; zerbrochene Stühle und Bänke müßten wieder hergestellt werden.

Wenn ich mir den Ort denke, wo dereinst meine irdische Hülle ruhen soll, so ist mir der Gedanke sehr widerlich, daß der mich deckende Grabhügel vom Vieh aufgekraht werden dürfte. Der Tempel muß nicht einem Kerker, der Kirchhof keinem Schindanger ähnlich seyn! Im wohlthätigen Schatten angeplanzter Bäume muß man sich dort Betrachtungen sammeln, und dann in den freundlichen Tempel eingehen können, um die Lehren der Religion zu vernehmen. Mancher Kirchengänger würde nicht erst wider Willen im Wirthshause sich aufhalten, wenn er, im Fall etwan die Kirche noch nicht



geöffnet, oder eine gottesdienstliche Handlung den augenblicklichen Eingang als eine Störung nicht erlaubet, auf dem Kirchhofe auf einem reinlichen Pfade

durch den Schatten angepflanzter Bäume vor der Sonne geschützt verweilen könnte.

F.

Ueber die rechte Zeit des Aussäens der Früchte.

Daß Chalotten, Zwiebeln, Kartoffeln 2c. wenn sie gleich an trocknen Orten aufbewahrt werden, dennoch dann, wenn die Pflanzzeit herannahet, aus-schießen oder auskeimen, sieht und weiß ein jeder. Dies brachte mich auf den Gedanken, ob es nicht mit andern Früchten, als Gersten, Weizen 2c. eine ähnliche Bewandniß haben, und ob die Natur uns hier nicht auch ihre Sägezeit andeuten möchte? Dies zu erforschen, nahm ich gegen die gewöhnliche Sägezeit von verschiedenen Leuten Märzgerste, füllte damit verschiedene bezeichnete Weingläser, bedeckte sie mit Kartenblättern, und beschwerte jedes mit einem kleinen doch gleich schwerem Gewicht. Nicht lange, so bemerkte ich, daß ein und das andere Kartenblatt sich erhob. Auf Nach-

frage erfuhr ich, daß die Gerste, die zuerst sich ausdehnte, auch früher gesät und eingedröndet worden. Mir fiel der Gedanke ein: sollte nicht jede Frucht ihre Ruhezeit verlangen, und sollte die Natur uns nicht durch Aufquellen der Frucht die Zeit anzeigen, wann sie gesät seyn will? und sollten wir nicht eine sichere bessere Erndte erwarten dürfen, wenn wir früh geerntete Früchte früh, und später reif gewordene später aussäeten? kurz, wenn wir uns mit der Zeit des Aussäens nach der Zeit des Reifwerdens mehr richteten? Ich überlasse es den kenden Landwirthen, hierüber Erfahrungen zu machen, und sie auf andere Früchte anzuwenden.

B.

M.

Mittel bey schlecht stehendem Wintergetreide.

Als ein treffliches Mittel, dem Wintergetreide, wenn es schlecht steht, im Frühjahr aufzuhelfen, wird in öffentlichen Blättern das Aufseggen desselben empfohlen, wodurch das im Herbst

aufgegangene Getreide frisches Leben bekommen, freudig fortwachsen, und viele Nebensprossen treiben soll. Geschieht es kurz vor einem Regen, so zeigt sich die Wirkung doppelt.

